

Orchestrator gesucht



VON HANNS-STEPHAN HAAS

Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas ist Vorstandsvorsitzender der Ev. Stiftung Alsterdorf in Hamburg. Zuvor war er u. a. Vorstandsvorsitzender der Führungsakademie für Kirche und Diakonie gAG, Geschäftsführer und Direktor der Diakonischen Akademie Deutschland gGmbH sowie Gründungsrektor der Fachhochschule der Diakonie in Bielefeld. www.alsterdorf.de

Für die Etablierung einer sozialräumlichen Hilfe im Stadtteil fehlt es neben konzeptionellen, gesetzlichen und finanziellen Voraussetzungen vor allem an einem »Serviceintermediär«, der Angebote koordiniert und gegebenenfalls selbst schafft. Dies könnte eine Chance insbesondere für sozialwirtschaftliche Komplexanbieter sein.

Seit Jahren schon mehren sich die Zeichen, dass die westlichen Gesellschaften, allen voran die Bundesrepublik, neue Antworten auf einen wachsenden Assistenzquotienten finden muss. Die Faktoren dieses Veränderungsbedarfs sind hinlänglich bekannt: Die demographischen Rahmenbedingungen kumulieren in einem vor allem an die Altersfaktoren gebundenen zunehmenden Unterstützungsbedarf bei einem gleichzeitig durch Unterjüngung geprägten, verengten Arbeitsmarkt.

Assistenzbedarf als Normalfall

Über die demographischen Faktoren hinaus sind es aber auch gesamtgesellschaftliche Veränderungen, besonders im Arbeitsleben, die beispielsweise die Anzahl der Menschen mit psychischen Erkrankungen rapide ansteigen lassen und die Inanspruchnahme von ambulanten und stationären Unterstützungsangeboten biografisch immer weiter nach vorne treten lassen.

Verbindet man die Tendenzen aus Pflege, Jugendhilfe, Psychiatrie und Eingliederungshilfe zu einer Gesamttenenz, ergibt sich so das Bild: Assistenzbedarf ist zum gesellschaftlichen und biografischen Normalfall geworden. In der gesellschaftlichen Verarbeitung dieser neuen Normalität stehen einer steigenden Zahl von Menschen mit Unterstützungsbedarf eine schwindende Zahl von Professionellen gegenüber.

Die Komplikation wird dadurch noch erhöht, dass allem Anschein nach weder die makroökonomischen Rahmenbedingungen noch der gesellschaftliche Diskurs darauf hindeuten, dass die Finanzmittel im Gleichschritt mit den Fallzahlen mitwachsen werden. Trivial gesagt: Wir müssen uns auf mehr Klientinnen und Klienten bei weniger Mitarbeitenden mit bestenfalls gleichbleibenden Mitteln einstellen.

Gesellschaftliche Veränderungsprozesse in modernen Gesellschaften verlaufen nie einheitlich. Unter bestehenden Rahmenbedingungen bilden sich bereits neue Gestaltungsoptionen heraus und verändern sich Mentalitäten als Basis eines gesellschaftlichen Wandels. Deutlich zu spüren ist der Mentalitätswandel in Blick auf die Leistungssettings, in denen soziale Dienstleistungen häufig angeboten werden. Immer weniger Menschen können sich beispielsweise vorstellen, ihre letzten Jahre in einem Heim zuzubringen.

Mit dem Wunsch nach Selbstbestimmung in Phasen notwendiger Unterstützung von außen korrespondiert die Erwartung, dass diese Unterstützung nicht nach den Regeln einer Institution und ihren Dienstleistungsprozessen erbracht wird, sondern sich an dem eigenen Lebensumfeld zu orientieren hat. Lebensqualität dekliniert sich heute im eigenen Lebensmilieu, der eigenen Wohnung, dem eigenen sozialen Netzwerk und dem eigenen Quartier. In

Beispiel sozialräumlicher Arbeit

Die Evangelische Stiftung Alsterdorf ist eine der ersten Einrichtungen in Deutschland gewesen, die ihre ehemaligen Anstaltsstrukturen durch dezentrale, vor allem ambulante Angebote überwunden hat. Das ehemalige Anstaltsgelände ist heute ein Stadtteilzentrum geworden, in dem Inklusion alltäglich erfahren wird. Seit 2010 hat die Stiftung aus ihrer Kernstrategie verschiedene sozialräumliche Projekte entwickelt, in denen es um ein selbstbestimmtes Leben für Menschen mit Hilfebedarf im eigenen Wohnumfeld und die Vermeidung stationärer Versorgungsformen geht.

www.q-acht.net

ganz unterschiedlicher Weise verändert sich damit die Blickrichtung weg von der Face-to-face-Dienstleistung von Profi und Klient hin zu einer Einzelfall überschreitenden Betrachtung der Ressourcen im angestammten sozialen Raum.

Indizien dieses Veränderungsprozesses sind so unterschiedliche Phänomene wie das »Ambient assisted living« und die vielfältigen Konzepte sozialräumlichen Arbeitens. Sie haben dies gemeinsam, dass sie beide Assistenz nicht auf eine personale, professionelle Dienstleistung begrenzen. Auch das häusliche Wohnumfeld kann assistierend sein und die strukturelle Beschaffenheit eines Quartiers entscheidet wesentlich darüber, wie der individuelle Unterstützungsbedarf befriedigt werden kann.

Noch deuten sich hier nicht mehr als zarte Anfänge eines Veränderungsprozesses an und die ersten Projekte eines sozialräumlichen Arbeitens befinden sich durchweg im Pionier- und Versuchsstadium. Immerhin sind diese Anfänge aber so ermutigend, dass es sich lohnt darüber nachzudenken, wie dieser Prozess beschleunigt werden kann.

Jede Menge Stolpersteine

Auf der Suche nach neuen Unterstützungssettings im Sozialraum beschreiben wir einen neuen Weg in der Antwort auf den angedeuteten Wandel in unserer Gesellschaft. Menschen sollen in ihrem eigenen Quartier leben können, auch wenn sie in die Situation eines erhöhten Hilfebedarfes kommen. Diese neue Sichtweise schließt ein, dass Menschen nicht nur als Hilfeempfänger gesehen werden, sondern sich auch als sozial bedeutsam erfahren und ihre Potenziale in das Quartier einbringen können.

Auf dem Weg der Umsetzung liegt auf der Hand, wo mögliche Stolpersteine liegen. Noch folgt die Erbringung Assistenzservices anderen Logiken. Denn

ein sozialräumlicher »Welfare-Mix« ist weder Investoren leicht zu vermitteln, noch die typische Denke von Anbietern. Vor allem aber sind diese neuen Ansätze kaum oder gar nicht sozialrechtlich abgesichert und refinanziert. Schließlich haben vor allem stationäre Settings den Vorteil, dass sie dem Nutzer oder seinen Angehörigen ein hohes Sicherheitsgefühl vermitteln. Will man hier aber einen Veränderungsprozess realisieren, an dessen Ende in einer intelligenten Vernetzung von Selbsthilfe, technischen Lösungen, bürgerschaftlichem Engagement und dem Einsatz von Professionellen eine Verdichtung der Versorgungsstrukturen im Quartier entsteht, wird man konsequent die Hemmnisse abbauen müssen, die dem Umbau entgegenstehen. Dazu gehört vor allem fünf Aspekte:

1. Die sozialrechtliche Säulenlogik muss deutlich verändert werden. Einfache, individuumsbezogene Lösungen im Quartier dürfen nicht mehr durch die scharfen Grenzen des Sozialrechts verhindert werden.

2. Neben das individuelle Leistungsrecht sollten, wie etwa bei unseren niederländischen Nachbarn, fallenspezifische Quartiersstärkungsgesetze treten. Sofern dies nicht als ein eigenes Leistungsgesetz entwickelt werden kann, sollte die sozialgesetzbuchübergreifende Stärkung der Assistenzqualität von Quartieren als eine rechtliche Aufgabe entfaltet werden.

3. Leistungsverdichtung im Quartier in neuen intelligenten Netzwerken wird nur dann gelingen, wenn eben diese Vernetzung selbst mit entsprechenden Anreizen versehen wird. Dies bedeutet, dass einerseits die Vernetzung selbst als (bezahlte) Dienstleistung verstanden wird und die Entscheidungskaskade »buy for make« etabliert

wird: Es muss also für einen Anbieter interessant sein, sich selbst mit anderen Anbietern zu vernetzen – statt möglichst sämtliche Dienstleistungen selbst zu erbringen.

4. Neben den finanziellen Anreizen müssen auch die haftungsrechtlichen Fehlanreize beseitigt oder gemildert werden. Gegenwärtig wird an den Schnittstellen eines akuten Hilfebedarfes auch deshalb kaum sozialräumlich oder auch nur ressourcenorientiert geplant, weil das Gesundheits- und Versorgungsrisiko gerne an eine neue Stelle übertragen wird.

5. Schließlich muss, damit diese Versorgungsdichte vor Ort gelingt, eine verantwortliche Steuerung etabliert werden. Dies wird in Ländern mit einer langen Erfahrung kommunaler Selbstverantwortung vermutlich leichter gelingen. Denn beides wird notwendig sein, dass nämlich einerseits die Steuerung politisch legitimiert ist und andererseits als Managementaufgabe auch zu bewältigen ist. Dies führt bereits auf den abschließenden Punkt:

Der Begriff des »Serviceintermediärs« ist der noch holperige, ein wenig sozialtechnokratisch anmutende Versuch, die Rolle zu beschreiben, die im Quartier ebenso notwendig wie vakant ist. Denn es fehlt derzeit noch an einem Orchestrator, der vorhandene Hilfeangebote so vernetzt, neu anregt und gegebenenfalls durch eigene Dienstleistungen ergänzt, dass eine Versorgungsdichte entsteht, die in ihrer Verlässlichkeit eine wirkliche Alternative zu stationären Betreuungsformen darstellt. Diese Funktion kann letztlich nur wahrnehmen, wer die Möglichkeit hat, die neuen Zusammenarbeitsformen dadurch zu etablieren, dass er fehlende Dienstleistungen oder fehlende Kooperationsbereitschaft durch eigene Serviceangebote ersetzen kann. Die sich hier bietende Chance für größere Komplexanbieter wird sich nur dann realisieren lassen, wenn diese vor Ort selbst eine Kooperation auf Augenhöhe organisational absichern.

Ob der skizzierte Weg gelingt, wird letztlich von einer konzertanten Leistung von Politik, Leistungsanbietern und zivilgesellschaftlichen Gruppen abhängen, die sich dem Ziel einer Lebensqualität vor Ort verpflichtet wissen. ■